

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 29 (1950)
Heft: 12

Buchbesprechung: Hinweise auf neue Bücher

Autor: C.F. / A.E.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hinweise auf neue Bücher

Stefan Heym: Der bittere Lorbeer. Roman. 831 Seiten. Paul-List-Verlag. Lizenzausgabe Schweizer Druck- und Verlagshaus Zürich. Aus dem Amerikanischen übertragen, unter Mitarbeit des Autors von Werner von Grünau (1950).

Der Schriftsteller Stefan Heym ist einer derer, die aus Deutschland nach Amerika emigrierten. Sein ausgezeichnetes Buch, das in der deutschen Ausgabe den Titel «Der bittere Lorbeer» trägt, ist der Niederschlag seiner Erlebnisse als amerikanischer Soldat. Die Erfahrungen, die der junge Autor in der siegreichen Armee gemacht hat, veranlaßten ihn, dieses Kriegsbuch zu schreiben. Zitieren wir hier seine Worte: «Ich habe dieses Buch geschrieben – ich habe es schreiben müssen –, weil ich aus tiefstem Herzen wünsche, daß dem Kriege, von dem mein Buch handelt, kein neuer folgen möge.» Auf achthundert Seiten verfolgen wir einen Teil der amerikanischen Armee, die von der Normandie über Paris und den Rhein ins deutsche Land marschiert. Im Gegensatz zu dem viel verbreiteten Roman «Die Nackten und die Toten», der häufig als *der* Kriegsroman angesehen wird, beweist uns das Buch Stefan Heyms, daß man auch ohne brutalste Realistik und furchtbare Anklagen ein Kriegsbuch schreiben kann, das uns bis ins Tiefste erschüttert. Es ist die Menschlichkeit, das Verstehenwollen, das Begreifen der menschlichen Schwächen und Fehler, die uns das Buch liebenswert machen. Begreiflicherweise hat Stefan Heym in Amerika nicht nur wohlwollende Kritik gefunden; seine Anklagen gegen die Korruptionserscheinungen und Schwächen der amerikanischen Armee haben ihm mancherlei Angriffe eingetragen.

Greifen wir einige Typen heraus, wie den Leutnant David Yates; er ist im Zivilberuf außerordentlicher Professor für germanische Sprachen; ein Grübler und sensibler Mensch. Warum und weshalb er in den Krieg mußte, ist ihm klar geworden, doch das hindert ihn nicht daran, sich seiner Abneigung, Probleme durch Kriege zu lösen, bewußt zu werden. Und wenn die Ärzte die Warzen, die sich während des Feldzuges auf seinen Händen wie Pilze ausbreiten, als psychosomatisch bezeichnen, dann kann Yates nur antworten: «Ich verstehe.» Die Menschen, mit denen er zusammengeführt wurde, der Krieg, in den er hineingestoßen war, haben diese Spuren auf seinen Händen zurückgelassen.

Aber es gibt auch andere Soldaten als Yates; da ist zum Beispiel Bing, ein Knabe noch fast, der mit der zwiespältigen Empfindung gegen sein ehemaliges Vaterland in den Krieg zog. Oder Major Willoughby, der mit aufrichtigem Vergnügen Soldat ist. Denn, so sagt er: «Krieg ist genau so wie alles andere im Leben. Man begegnet Menschen, man kommt mit ihnen zusammen, man schüttelt einander die Hände, freundet sich an. Eines Tages macht sich alles bezahlt.» – Man zieht in Paris ein, es ist fast so, als ob der Krieg zu Ende wäre. Paris hat auf seine Befreier gewartet. Aber nicht immer bleibt der Mensch Träger einer gewissen Zivilisation. Man feiert die Feste, wie sie fallen, selbst dann, wenn in Europa Tausende und Tausende verbluten.

Oder wie treffend läßt Heym einen deutschen Generalfeldmarschall sagen: «Wie gering waren doch die Unterschiede zwischen unserer Weltanschauung und der der Engländer und Amerikaner! Was kam es schon auf ein paar Absatzmärkte und Rohstoffquellen an? Wie leicht hätten wir uns Europa teilen können?»

Weil Heym den Krieg verabscheut, weil er ihn die vielen Jahre in nächster Nähe miterlebt hat, mußte er dieses Buch schreiben. Denn wenn der Soldat glaubt, durch Gewalt oder Tod die Gerechtigkeit und den Sieg zu erzwingen, brechen in ihm Leidenschaften auf, die ihn selber zu einem Gezeichneten stempeln. Und weil «Der bittere Lorbeer» zu dieser Erkenntnis führt, ist es ein großes menschliches Buch, das den Leser packt und in ihm den Willen stärkt, für den Frieden statt für den Krieg zu wirken. C. F.

Sinclair Lewis: Der königliche Kingsblood. Roman. 383 Seiten. Steinberg-Verlag, Zürich 1951. Übertragung von Rudolf Frank.

Sinclair Lewis ist immer der Mann gewesen, Anklage zu erheben gegen die Mißstände im großen Amerika. Mehr als durch alle Bestseller, die von drüben zu uns kamen, haben wir durch ihn Amerikas Menschen, Sitten und Gesetze wirklich kennengelernt. Sein über-

legener Spott, seine satirische Art, Spießbürger an den Pranger zu stellen, und seine Güte für die Verfolgten haben nicht immer den Anklang der amerikanischen Leser gefunden. Aber Sinclair ist dadurch nicht zu beirren. Jetzt fand er es an der Zeit, sich mit der Negerfrage auseinanderzusetzen, und vor uns liegt das Resultat, sein Roman «Der königliche Kingsblood».

Mr. Neil Kingsblood kehrt aus dem zweiten Weltkrieg heim. Es ist zwar erst das Jahr 1944, der Krieg noch nicht beendet, doch infolge seiner Beinverletzung kann das alte gewohnte Leben wieder aufgenommen werden. Probleme, nein, die hat man draußen gelassen; jetzt gilt es vom Kassierer zum Prokuristen aufzusteigen und gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, die dank seiner Ehe mit der entzückenden Millionärstochter Vestal einen ziemlichen Umfang angenommen haben. Der rothaarige, weißgesichtige Neil, die blondhaarige kleine Tochter Biddy und Vestal sind gern gesehene Bürger in dem kleinen, großen Städtchen des Mittelwestens. Und da geschieht es, daß der Vater Neils auf die abwegige Idee kommt, dem, wie er annimmt, königlichen Stammbaum der Neils nachzugehen. Aber statt der königlichen Abstammung muß Neil feststellen, daß in den Adern seiner Mutter und damit auch in den seinen, wenn auch nur ein Zweihundertdreißigstel, Negerblut fließt!

Eine Hölle tut sich vor ihm auf, denn Neil muß an Vestal, an Biddy denken, an den Abgrund, in den sie durch die Gesetze gestoßen werden. Ein Kampf beginnt Neils innere Sicherheit zu erschüttern. Aber der Mut der Ausgestoßenen, der Negroes, die er in seinem seelischen Zwiespalt immer aufsucht, denen er näherkommt als irgendeinem Freund, mit dem er draußen im Krieg war, läßt ihn das Schicksal auf sich nehmen, sich zum Neger bekennen.

Hier beweist Sinclair Lewis seine Meisterschaft. Wieder schafft er unvergeßliche Typen des Spießbürgers, der sich auf jeden Skandal stürzt, der bereit ist, zu verleugnen, wen er gestern noch als den besten Freund bezeichnet hat. Der Bürger, der sich nicht genug die Hände waschen kann, weil in seiner Mitte einer weilte, der trotz weißer Hautfarbe und roten Haaren ein Negroe ist, ein Ausgestoßener. Den er morgen schon mit Steinen aus dem Haus weist, um «nebenbei» ein gutes Geschäft zu machen. Den Zwiespalt der Schwarzen, ihre Zusammengehörigkeit, ihren Kampf um Gleichberechtigung, ihre wunderbare Freundschaft, die alles, was man verloren hat, wettmacht, zeichnet Lewis mit Güte und psychologischer Kenntnis. Keine falsche Sentimentalität, keine aggressive Anklage ist in dem ausgezeichneten Roman zu spüren. Daß solche Bücher erscheinen, läßt uns hoffen, daß dieses Schandmal im Bilde einer Demokratie bald beseitigt sein möge.

C. F.

Lancelot Hogben: Mensch und Wissenschaft. Die Entstehung und Entwicklung der Naturwissenschaft aus den sozialen Bedürfnissen. Ein Buch zur Weiterbildung. Zweiter Band. 759 Seiten. Artemis-Verlag, Zürich 1950.

Den ersten Band dieses Werkes haben wir im Dezember-Heft 1948 besprochen. Die dort vorgebrachten kritischen Bemerkungen müssen wir zum Teil in bezug auf den zweiten Band wiederholen: Viel Wissenswertes wird mitgeteilt und durch zahlreiche, schöne Abbildungen auch veranschaulicht; aber nur an wenigen Stellen wird der ursachliche Zusammenhang zwischen den jeweiligen Bedürfnissen der Gesellschaft und den Entwicklungsphasen der Naturwissenschaft erörtert. Unter der Fülle des naturwissenschaftlichen Tatsachenmaterials geht der historische rote Faden, den der Autor hervorheben wollte, nur allzu oft verloren.

Bemerkenswert sind die mutigen Feststellungen Hogbens über die heutige Situation der Naturwissenschaft: «Wenn die Physiker vor den erstarrten Patenten eines monopolartigen Kapitalismus die Waffen strecken und sich vor der Realität in Mutmaßungen über das Schicksal des Universums in fünf Billionen Jahren flüchten; wenn die Genetiker die mechanische Technologie von heute akzeptieren und sich damit begnügen, im Laboratorium ihre Obstfliegen zu züchten, unabhängig von den brennenden Problemen des Getreidebaus und der Viehzucht; wenn unsere Biologen ihr Wissen gebrauchen, um ungeheuerliche Entschuldigungen für die Erziehungsmethoden und die imperialistische Räuberei zu rückständigen Kulturen zu finden – dann werden Physik und Biologie ihre treibenden Kräfte verlieren.» (S. 734.) «Wir tändeln mit Notbehelfen, um den ungeheuer-

lichen Mißständen der Konkurrenzwirtschaft zu begegnen, während uns doch die biologische Wissenschaft eine Vielzahl von Mitteln anbietet, das Dasein zu verschönern.» (S. 742.) Der Verfasser plädiert für die Verwirklichung des «wissenschaftlichen Humanismus» durch die Herrschaft der Wissenschaft. A. E.

Walter Theimer: Der Marxismus. Lehre – Wirkung – Kritik. 252 Seiten. Francke-Verlag, Bern 1950.

In der Flut antimarxistischer Bücher zeichnet sich die Arbeit von Theimer über den Marxismus durch eine bemerkenswerte Objektivität aus. Theimer läßt der marxistischen Theorie soviel Gerechtigkeit widerfahren, daß er beinahe sämtliche marxistischen Thesen wenigstens als Teilwahrheiten anerkennt. Die unduldsame Gehässigkeit, die etwa die in derselben Reihe erschienene Arbeit von Bochenski entstellt, fehlt bei Theimer. Trotzdem enthält auch seine Arbeit noch genug Fehlinterpretationen der marxistischen Lehre, so daß man sich wieder einmal bewußt wird, wie wenig selbst ein aufgeschlossener liberaler Intellektueller von der marxistischen Doktrin durchschnittlich weiß. So ist vor allem das Verständnis des Verfassers für Hegel und die Hegelsche Dialektik außerordentlich gering. Der Autor hält die Übernahme der dialektischen Methode lediglich für eine Schrulle von Marx und spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer Zwangsneurose des Begründers des wissenschaftlichen Sozialismus. Hegel selber wäre, nach Theimer, ohne die marxistischen Bemühungen eine vergessene Gestalt der Philosophiegeschichte. Das heißt nun allerdings die Stellung des großen bürgerlichen Denkers und die Rolle der dialektischen Methode in der modernen Philosophie gründlich verkennen. Theimer dürfte mit seiner Auffassung heute unter den bürgerlichen Fachphilosophen ziemlich allein stehen.

Die Verkennung der dialektischen Methode – die Theimer als eine Art unverständlichen philosophischen Hokuspokus darstellt – verspermt dem Autor auch den Zugang zum historischen Materialismus. Theimer versteht unter historischem Materialismus fälschlich die Lehre, daß die Ideen rein nach dem sozialen Standort ihrer Träger zu beurteilen seien, daß sie lediglich den Überbau eines Klasseninteresses bilden. In dieser Weise hat den historischen Materialismus noch ein Franz Mehring aufgefaßt. Seit der Entdeckung der Marxschen Frühschriften, seit dem genaueren Studium des Engelsschen «Antidürring» wissen wir, daß die ökonomische Bedingtheit eines Gedankensystems zwar Wesentliches über eine Ideologie ausagt, daß aber der objektive Gehalt einer Idee sich nicht in ihrer sozialen Ableitung erschöpft. Eine wissenschaftliche Theorie kann zum Beispiel von einem bürgerlichen Forscher stammen; darüber, ob sie die Welt richtig oder verzerrt abbildet, ist damit noch nichts ausgesagt. Gewisse Schranken einer solchen Theorie könnten aber wohl durch den engen Klassenhorizont des bürgerlichen Wissenschaftlers bedingt sein. Theimer bringt dagegen eine durchaus vulgäre Form des Marxismus zur Diskussion und rennt mit seinen Einwänden offene Türen ein. Bei Plechanow und Georg Lukács, um nur diese zwei zu nennen, hätte Theimer lernen können, daß die Vulgarsoziologie, die er als historischen Materialismus betrachtet, mit den wirklichen Anschauungen von Marx und Engels nichts zu tun hat.

Auch das Verhältnis des Überbaus zum Unterbau, der Ideologie zur gesellschaftlichen Wirklichkeit ist für Theimer ein Buch mit sieben Siegeln. Hier rächt sich wiederum, daß der Autor die dialektische Methode völlig ignoriert. Der Marxismus hat nie übersehen, wie Theimer meint, daß die Ideen einen mächtigen geschichtlichen Faktor bilden, und daß sie auch auf den wirtschaftlichen Unterbau einwirken.

Theimer wirft dem Marxismus ferner vor, die Rolle der Nation verkannt zu haben. So berechtigt dieser Vorwurf für viele Vertreter des Marxismus ist, so dürfte Theimer doch nicht übersehen haben, daß von Otto Bauer an der Marxismus aller Richtungen sich immer und immer wieder um die Erfassung dieser wichtigen Erscheinung bemüht hat. Und wo nennt uns Theimer eine haltbare bürgerliche Theorie der Nation? Das Problem der Nation und des Nationalismus berührt sich mit der Frage der Rolle der Mittelschichten. Auch hier verallgemeinert Theimer, wenn er dem Marxismus zur Last legt, die Frage der Mittelschichten vernachlässigt zu haben. Es fehlt der Raum, um hier auf die Thesen Theimers über die geschichtliche Rolle der Mittelschichten näher einzutreten. Doch dürfte es klar sein, daß Theimer wie viele bürgerliche Intellektuelle die politische Bedeutung dieser Schicht gewaltig überschätzt. Der Nationalsozialismus ist kein Beweis

für die entscheidende Bedeutung des Mittelstandes; denn die faschistische Bewegung und die faschistische Politik wurden nicht vom Mittelstand gemacht, sondern von einer weit stärkeren gesellschaftlichen Kraft, der deutschen Großbourgeoisie. Eine programmatische Ausrichtung der Sozialisten auf den Mittelstand, wie sie Theimer fordert, sieht deshalb an den Realitäten vorbei. Die Hauptkräfte der modernen Gesellschaft sind nun einmal die Bourgeoisie und das Proletariat. Vor einer Politik, die, statt die Arbeiter zu sammeln, dem Kleinbürgertum Zugeständnisse macht, hat vor dreißig Jahren schon ein Robert Grimm mit vollem Recht gewarnt.

Im zweiten Teil seiner Arbeit befaßt sich Theimer mit der marxistischen Wirtschaftstheorie. Doch macht sich der Verfasser die kritische Auseinandersetzung mit dem Marxismus auf diesem Gebiete entschieden zu leicht. Insbesondere geht es nicht an, die moderne Imperialismustheorie von Hilferding über Luxemburg bis zu Lenin durch einen Hinweis auf die gegenwärtige amerikanische Außenpolitik und den Marshall-Plan zu entkräften.

Auch die Behauptung, der Leninsche Bolschewismus sei von Georges Sorel nachhaltig beeinflusst worden, ist sowenig haltbar wie die angebliche Übernahme von Auffassungen Auguste Comtes durch Marx. Derartige Behauptungen gehören ins Gebiet der professoralen bürgerlichen Legendenbildung. ts.